



## Einleitung

Herausgeberin der Onlinepublikation *DieDenke* ist die *Psychologische Lehr- und Beratungspraxis* in Rüschnikon. In zweimonatlichem Rhythmus informiert sie seit 2004 über Wissenswertes aus den Bereichen Psychologie, Bildung und Forschung.

*DieDenke* versteht sich als aufklärende Zeitschrift für psychologische Reflexionen. Anschauliche Beiträge zu Themen wie Beruf, Partnerschaft Familie usw. gehen Ehepaaren und Eltern hilfreich zur Hand. Sinnigerweise werden psychologische Fragen in einer ausgedehnten Vielfalt aufgegriffen, die es grundlegend zu objektivieren und zu beurteilen gilt.

Gleichzeitig fließen Überlegungen und Anregungen aus unserer langjährigen psychologischen Praxis- und Forschungstätigkeit mit ein. Zahlreich werden insbesondere Filme, Literaturen oder auch Webseiten vorgestellt, mit denen ein Zusammenhang zur wissenschaftlichen Psychologie hergestellt werden kann.

Als wissenschaftliche Onlinepublikation wird *DieDenke* über die *Elektronische Zeitschriftenbibliothek der Universität Regensburg* verlinkt. Desgleichen wird sie auf unserer Webseite in digitaler Darstellung gespiegelt, was für manche Leserinnen und Leser eine aussergewöhnliche Lesbarkeit am Bildschirm darstellt.

In der aktuellen Ausgabe lesen Sie die Rede *Joseph Brodskys*, einem Leningrader Lyriker, anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises im Jahre 1987. – In einem weiteren Beitrag wird die kürzlich verstorbene Übersetzerin, Literatur- und Sprachwissenschaftlerin *Svetlana Geier* gewürdigt. Einer grösseren Leserschaft wurde sie durch ihre Neuübersetzungen u. a. von *Dostojewskijs* fünf grossen Romanen bekannt.

Damit spannen wir einen Bogen zwischen Sprache und Psychologie, um der Sprache als menschlichem Grundvermögen eine ihr angemessene Bedeutung zuzuweisen. Denken ist Sprache. Und Sprache ist weit mehr als Gesprochenes, Geschriebenes und Lesbares. Sprache wird in variablen Ausdrucksformen sichtbar: So beim Interagieren, Forschen, Träumen, Reden, Überlegen usw. Ohne Sprache ist dies alles nicht vorstellbar, auch nicht in der Profession der Psychologie.

Nun wünschen wir Ihnen, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, mit der aktuellen Ausgabe anregende Lektüre. Über denkbare Kommentare freuen wir uns selbstverständlich.

PSYCHOLOGISCHE LEHR- UND  
BERATUNGSPRAXIS

*Dieter S. Richiger*

„Ich denke fürs  
Leben gern.“

*Kyra A. Richiger*

In dieser Ausgabe  
lesen Sie ...

- Einleitung
- Der Staat, die Sprache und der Dichter
- Sehenswerter Film
- Denk-Dimensionen

## Der Staat, die Sprache und der Dichter

*Das Gesprochene wie das Geschriebene können sich über die Zeiten nicht in derselben Weise bewahren. Das Erstere verliert sich meist in Vergessenheit auch wenn es bei der einen oder anderen ZuhörerIn starke Empfindungen auslösen konnte, und dies weit mehr als bei einsamer Lektüre. In jedem Fall ist es von unschätzbarem Wert, wenn die Worte eines Nobelpreisträgers in schwarz auf weiss einer interessierten Leserschaft posthum zugänglich bleiben.*

*Joseph Brodskys Denkenfiguren in seiner ausdrucksvollen Rede von 1987 dürften aus diesem Grunde der heutigen Welt weiterhin von grösstem Interesse sein. Darin hebt er hervor, dass die Lebensaufgabe des Menschen in erster Linie darin bestehe, sein eigenes und nicht ein aufgedrängtes oder vorgeschriebenes, wenn auch noch so edel scheinendes Leben zu leben. Und er unterstreicht die bestimmende Bedeutung von Sprache und Literatur, als Form sozialer Organisation. Vorgehend zitiere ich den Autor an dieser Stelle wortwörtlich:*

*„Der Dichter ist, ich wiederhole es, das Mittel der Sprache zur Fortsetzung ihrer Existenz. Oder, wie der grosse AUDEN sagt, er ist der, durch den die Sprache lebt. Der Mensch schreibt ein Gedicht in erster Linie, weil die Poesie eine rapide Akzeleration [Wachstumsbeschleunigung] des Bewusstseins, Denkens und Weltempfindens bewirkt.“*

Für einen Privatmann, der sein ganzes Leben lang das Private einer öffentlichen Rolle vorgezogen hat und der in dieser Bevorzugung recht weit gegangen ist – weit, unter anderem auch von seiner Heimat, denn es ist besser, der letzte Pechvogel in einer Demokratie zu sein als ein Märtyrer oder ein „Herrscher über die Gedanken“\* in einer Despotie –, bedeutet ein unverhoffter Auftritt auf diesem Podium

---

\* Puschkins Gedicht AN DAS MEER.

eine grosse Verlegenheit und eine Prüfung.

Diese Empfindung wird nicht nur durch den Gedanken an alle jene verstärkt, die vor mir hier standen, sondern vor allem durch die Erinnerung an die anderen, denen diese Ehre nicht zuteil wurde, die nicht in der Lage diesem Podium *urbi et orbi* zu sprechen, und deren Schweigen durch den Sprecher sich ausdrücken möchte und sich nicht andrücken kann.

Das einzige, was einem helfen kann, sich in diese Situation zu finden, ist die einfache Überlegung, dass ein Schriftsteller – aus Gründen, die in erster Linie stilistischer Natur sind – nicht in der Lage ist, im Namen eines anderen Schriftstellers zu sprechen, und am wenigsten ein Dichter im Namen eines anderen; wenn also auf diesem Podium *Ossip Mandelstam, Marina Zwetajewa, Robert Frost, Anna Achmatowa* und *Wystan Auden* gestanden hätten, würden sie unwillkürlich eben in ihrem eigenen Namen sprechen und möglicherweise auch ein gewisses Unbehagen empfinden.

Diese Schatten bringen mich immer in Verlegenheit, und so tun sie es auch heute. Jedenfalls fördern sie nicht gerade meine Eloquenz. In meinen besten Augenblicken erlebe ich mich als ihre Summe, die jedoch immer kleiner ist, als jeder einzelne von ihnen. Sie auf dem Papier zu übertreffen ist unmöglich; und ebenso unmöglich ist es, sie im Leben zu übertreffen, und ihre Lebensläufe, wie tragisch und bitter sie auch waren, lassen mich – offenbar häufiger als tunlich – den Lauf der Zeit bedauern. Wenn es ein Jenseits gibt – und ich bin eben sowenig im Stande, ihnen die Möglichkeit des ewigen Lebens abzusprechen, wie ihre Existenz in diesem zu vergessen – wenn es also ein Jenseits gibt, so hoffe ich, dass Sie mit mir

und mit der Qualität dessen, was ich hier vortragen möchte, Nachsicht haben werden: Schliesslich wird ja die Würde unseres Berufs nicht an unserem Benehmen auf einem Podium gemessen.

Es sind nur fünf, deren Namen ich nannte – jene, deren Werk und Schicksal mir schon deshalb teuer sind, weil ich ohne sie als Mensch und Schriftsteller nicht ernst zu nehmen wäre: jedenfalls würde ich heute nicht hier stehen. Sie, diese Schatten, vielmehr: Lichtquellen? Lampen? Sterne? sind natürlich zahlreicher, es waren nicht bloss fünf, und jeder von ihnen vermag mich verstummen zu lassen. Im Leben eines jeden Schriftstellers ist ihre Zahl sehr gross, und in meinem Fall muss sie verdoppelt werden, da ich durch den Spruch des Schicksals zwei Kulturen angehöre. Auch der Gedanke an die Zeitgenossen und Gefährten in diesen beiden Kulturen erleichtert meine Aufgabe nicht – Lyriker und Schriftsteller, deren Begabung ich über meine eigene stelle und die, falls sie auf diesem Podium ständen, längst zur Sache gekommen wären, denn sie alle haben der Welt mehr zu sagen als ich.

Deshalb beschränke ich mich auf einige wenige Bemerkungen, die möglicherweise Zusammenhang und Konsequenz vermissen lassen und dadurch befremden können. Ich hoffe jedoch, dass die wenige Zeit, die mir zum Nachdenken eingeräumt war, und mein Beruf als solcher mich entschuldigen und vor dem Vorwurf des Chaotischen schützen werden. In meinem Beruf erhebt man nur selten den Anspruch auf systematisches Denken; allenfalls auf ein System. Aber auch letzteres ist meistens Nachahmung; der Einfluss von Milieu, gesellschaftlicher Struktur und philosophischen Studien im jugendlichen Alter. Nichts kann den Künstler nachhaltiger von der Zufälligkeit der Mittel überzeugen, mit denen er sein

jeweiliges oder auch permanentes Ziel zu erreichen trachtet, als der schöpferische Prozess selbst, der Prozess des Schreibens. Gedichte spriessen, wie *Achmatowa* sagt, tatsächlich aus dem Kehrlicht\*; die Wurzeln der Prosa sind auch nicht edler.

## II

Wenn die Kunst etwas lehrt (den Künstler selbst – in erster Linie), so gerade dies, dass jede menschliche Existenz privat ist. Als älteste und unmittelbarste Form des Privatunternehmens fördert sie im Menschen willkürlich oder unwillkürlich die Empfindung der Individualität, Einzigkeit, Besonderheit und verwandelt ihn aus einem Gesellschaftstier in eine Persönlichkeit. Manches lässt sich teilen: Tisch und Bett, Überzeugungen, eine Geliebte – nicht aber ein Gedicht, sagen wir: ein Gedicht, von Rainer Maria Rilke. Ein Kunstwerk, besonders ein literarisches und ganz besonders ein Gedicht, führt mit dem Menschen ein Tete-à-tête und tritt mit ihm in eine direkte, auf keinen Vermittler angewiesene Beziehung. Das ist der Grund für das Missbehagen, das die Verfechter der allgemeinen Wohlfahrt, die Führer der Massen und die Verkünder historischer Notwendigkeit gegenüber der Kunst im Allgemeinen, besonders der Literatur und ganz besonders der Lyrik gegenüber empfinden. Denn dort, wo die Kunst ihre Spuren hinterliess, dort, wo ein Gedicht gelesen wurde, entdecken sie, statt der erhofften Eintracht und Einmütigkeit, Gleichgültigkeit und Disharmonie, und statt Entschlossenheit und Tatkraft Unachtsamkeit und Widerwillen. Mit anderen Worten: die Kunst malt in die Nullen, mit denen die Verfechter der allge-

---

\* Anna Achmatowa: „Wenn ihr nur wüsstet, aus welchem Kehrlicht spriess ein Gedicht ...“: aus DIE GEHEIMNISSE DES HANDWERKS, 2.

meinen Wohlfahrt und die Führer der Massen am liebsten operieren, ihr „Punkt, Punkt, Komma, Strich“, wodurch sie jede Null in ein vielleicht nicht immer ansehnliches, aber immerhin menschliches Gesicht verwandelt.

Als der grosse *Baratynskij*\*\* seine Muse charakterisieren wollte, sprach er von ihres „Gesichts nicht allgemeinem Ausdruck“. Im Erwerb eines solchen nicht-allgemeinen Gesichtsausdrucks besteht offenbar der ganze Sinn der individuellen Existenz, denn dieses Nicht-allgemeine ist uns gleichsam in die Wiege gelegt und genetisch programmiert. Unabhängig davon, ob er ein Schriftsteller oder ein Leser ist, besteht die Aufgabe des Menschen in erster Linie darin, sein eigenes und nicht ein aufgedrängtes oder vorgeschriebenes, wenn auch noch so edel scheinendes Leben zu leben. Denn es ist jeweils sein einziges, und wir alle wissen genau, womit es endet. Es wäre gar zu ärgerlich, diese einzige Chance für die Kopie eines fremden Aussehens, einer fremden Erfahrung, für eine Tautologie zu vertun – um so schlimmer, da die Verkünder der historischen Notwendigkeit, unter deren Anstiftung der Mensch sich mit einer solchen Tautologie gelegentlich zufrieden erklärt, weder mit ihm sich begraben zu lassen, noch ihm zu danken bereit sind.

Die Sprache und, wie mir scheint, die Literatur sind älter, unvermeidbarer und langlebiger als jede Form der sozialen Organisation. Jene Entrüstung, Ironie oder Gleichgültigkeit, welche die Literatur häufig dem Staat entgegenbringt, sind ihrem Wesen nach die Reaktion des Beständigen, besser gesagt, des Ewigen gegenüber dem Zeitlichen und Beschränkten. Jedenfalls hat die Literatur das Recht, sich in die

---

\*\* *Baratynskij*, E. A. (1800–1844)  
russischer Dichter.

Belange des Staates einzumischen, solange sich der Staat in die Belange der Literatur einmischt. Ein politisches System, eine Form der gesellschaftlichen Ordnung, ist, wie jedes System, per Definitionem eine Form der Vergangenheit, die sich der Gegenwart (und gelegentlich auch der Zukunft) aufzudrängen versucht, und ein Mensch, dessen Beruf die Sprache ist, ist der Letzte, der sich den Luxus erlauben darf, dies zu vergessen. Die wahre Gefahr für den Schriftsteller ist weniger die Möglichkeit (häufig die Realität) der Verfolgung seitens des Staates, als vielmehr die Möglichkeit, dem Bann seiner bald monströsen, bald zum Besseren neigenden, aber stets vorübergehenden und flüchtigen Konturen zu verfallen.

Die Philosophie eines Staates, seine Ethik, von der Ästhetik ganz zu schweigen, ist immer ein „Gestern“. Sprache und Literatur dagegen sind immer ein „Heute“ und oft, Besonders innerhalb eines orthodoxen politischen Systems, sogar ein „Morgen“. Ein Verdienst der Literatur besteht gerade darin, dass sie dem Menschen hilft, seine eigene Zeit zu bestimmen, sich von der Menge sowohl der Vorgänger als auch von seinesgleichen zu unterscheiden und eine Tautologie zu vermeiden, jenes Schicksal, das unter der ehrenvollen Bezeichnung „Opfer der Geschichte“ bekannt ist. Die Kunst im Allgemeinen und die Literatur im Besonderen zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie im Gegensatz zum Leben unter allen Umständen Wiederholung vermeidet. Im gewöhnlichen Leben kann man ohne Weiteres einen Witz dreimal erzählen, dreimal Gelächter und Beifall ernten und als Mittelpunkt der Gesellschaft dastehen. In der Kunst wird ein solches Verfahren „Klischee“ genannt. Die Kunst ist ein Geschütz ohne Rückstoss, ihre Entwicklung wird weniger durch die Individualität des Künstlers, als durch die Dynamik und

Logik des Materials bestimmt, durch die Vorgeschichte der Mittel, die von Mal zu Mal eine qualitativ neue ästhetische Lösung fordern (oder sie inspirieren). Im Besitz einer eigenen Genealogie, Dynamik, Logik und Zukunft ist die Kunst keineswegs ein Synonym der Geschichte, sondern verläuft allenfalls parallel zu ihr, und ihre Daseinsweise wird von Mal zu Mal durch eine neue ästhetische Realität bestimmt. Deshalb ist sie oft dem „Fortschritt“ voraus und überrundet die Geschichte, deren wichtigstes Werkzeug – sollten wir nicht Marx unter die Lupe nehmen? – gerade das Klischee ist.

Heute erfreut sich die Behauptung, ein Schriftsteller, vor allen Dingen ein Lyriker, müsse in seinen Werken auf die Sprache der Strasse, auf die Sprache der Menge zurückgreifen, einer allgemeinen Verbreitung. Obwohl sie demokratisch scheint und der Person des Schriftstellers manchen praktischen Vorteil bringt, ist die Behauptung absurd und bedeutet nichts anderes als einen Versuch, die Kunst, in diesem Fall die Literatur, der Geschichte zu unterwerfen. Erst wenn wir uns entscheiden, dass es für den homo sapiens an der Zeit sei, in seiner Entwicklung stehenzubleiben, erst dann könnte die Literatur anfangen, die Sprache des Volkes zu sprechen. Andernfalls muss das Volk die Sprache der Literatur sprechen. Jede neue ästhetische Realität präzisiert die ethische. Denn die Ästhetik ist die Mutter der Ethik. Die Begriffe „Schön“ und „Nicht-schön“ sind zunächst ästhetische Begriffe, welche den Kategorien „Gut“ und „Böse“ vorausgehen. In der Ethik ist gerade deshalb nicht „alles erlaubt“, weil in der Ästhetik

---

\* Die konstant wiederkehrende Frage, ob alles erlaubt sei, entspricht dem Mass an Selbstbestimmung und Freiheit bei den Rebellen und Zweiflern Dostojewskijs.

nicht „alles erlaubt“ ist, zum Beispiel, weil die Farbskala des Spektrums begrenzt ist. Ein Kleinkind, das weinend vor einem Unbekannten fremdelt oder, im Gegenteil, die Ärmchen nach ihm ausstreckt, wählt instinktiv nach ästhetischen Kategorien, keineswegs nach moralischen.

Die ästhetische Wahl ist immer individuell, und ästhetische Erfahrung ist immer persönliche Erfahrung. Jede neue ästhetische Realität macht den Menschen, den sie trifft, noch privater, und dieses Private, das gelegentlich die Form eines literarischen (oder jedes anderen) Geschmacks annimmt, kann sich zwar nicht als eine Garantie gegen, aber doch als ein Schutz vor Versklavung bewähren. Denn ein Mensch mit Geschmack und speziell mit literarischem Geschmack ist gefeit gegen die Wiederholungen und rhythmischen Beschwörungen, die zu jeder Form politischer Demagogie gehören. Es geht weniger darum, dass tugendhafter Lebenswandel keine Garantie für die Entstehung eines Chef d'Œuvre bietet, sondern darum, dass das Böse, vor allem das politische Böse, immer einen schlechten Stil schreibt. Je reicher die ästhetische Erfahrung eines Individuums, desto unbeirrbarer sein Geschmack, desto präziser sein moralisches Urteil, desto grösser seine Unabhängigkeit – obwohl es vielleicht nicht glücklicher ist.

Gerade in diesem eher praktischen als platonischen Sinne muss der Ausspruch *Dostojewskijs* verstanden werden: „Die Schönheit wird die Welt erretten“, oder die Worte von Matthew Arnold „Uns wird die Lyrik retten“. Es wird wohl nicht mehr gelingen, die Welt zu erretten, aber den Einzelnen kann man immer retten. Der ästhetische Instinkt äussert sich eruptiv, denn selbst, wenn der Mensch nicht weiss, wer er ist und was er in Wirklichkeit braucht, weiss er in der Regel, was ihm gefällt und was ihm gegen den Strich geht. Anthropologisch ge-

sehen ist der Mensch, ich wiederhole es, zunächst ein ästhetisches und dann erst ein ethisches Wesen. Deshalb ist die Kunst, und speziell die Literatur, nicht ein Nebenprodukt der Entwicklung der Art, sondern genau umgekehrt. Wenn das, was uns von den übrigen Spezies der Tierwelt unterscheidet, die Sprache ist, so muss die Literatur und insbesondere die Lyrik als die höchste Form sprachlichen Ausdrucks, vereinfacht gesagt, die Bestimmung unserer Art sein.

Die Idee, Verslehre und Komposition zum Pflichtfach für jedermann zu machen, liegt mir fern; trotzdem halte ich die Einteilung der Gesellschaft in die Intelligenzija und die *tutti quanti* für unannehmbar. In moralischer Hinsicht kommt diese Einteilung der sozialen in Arm und Reich gleich; aber wenn auch für soziale Ungleichheit bestimmte physische, rein materielle Ursachen wenigstens denkbar sind, für die geistige sind sie schlechthin unmöglich. Es mag zugehen, wie es will, aber in dieser Beziehung ist die Gleichheit der Menschen von der Natur garantiert. Ich spreche hier nicht von „Bildung“, sondern von der Bildung der Sprache, weil jedes sprachliche Ungefähr der falschen Entscheidung im menschlichen Leben Tür und Tor öffnet. Die Existenz einer Literatur meint eine Existenz auf dem Niveau der Literatur – nicht nur moralisch, sondern auch lexikalisch. Wenn ein musikalisches Kunstwerk den Menschen immer noch die Wahl zwischen der passiven Rolle des Zuhörers und der aktiven des Interpreten lässt, so verurteilt ihn die Literatur – eine, wie *Montale* sagt, hoffnungslos semantische Kunst – ausschliesslich zu der Rolle des Interpreten.

In dieser Rolle sollte der Mensch, wie mir scheint, häufiger auftreten als in irgendeiner anderen. Mehr noch, ich glaube sogar, dass als Folge der Bevölkerungsexplosion und der dadurch

verursachten und ständig zunehmenden Atomisierung der Gesellschaft, das heisst, im Zuge der zunehmenden Isolation des Individuums, diese Rolle ständig an Bedeutung gewinnt. Ich glaube nicht, dass ich über das Leben mehr weiss als irgendeiner meiner Altersgenossen, aber ich halte das Buch für einen zuverlässigeren Gesprächspartner als einen Freund oder eine Geliebte. Ein Roman oder ein Gedicht sind keine Monologe, sondern ein Gespräch des Schriftstellers mit seinem Leser – ein Gespräch, ich wiederhole es, das extrem privat ist, das alle anderen ausschliesst und, wenn man so will, zwischen zwei Misanthropen stattfindet. In diesem Augenblick sind beide, Schriftsteller und Leser, eines, auch wenn es sich um einen grossen Schriftsteller handelt. Bei dieser Einheit handelt es sich um eine Einheit des Bewusstseins, die dem Menschen lebenslang als eine Erinnerung bleibt, eine verschwommene oder deutliche, und früher oder später, im rechten oder falschen Augenblick, das Verhalten des Individuums bestimmt. Darauf kommt es mir an, wenn ich von der Rolle des Interpreten spreche, einer im Grunde selbstverständlichen, da ein Roman oder ein Gedicht das Produkt beiderseitiger Einsamkeit des Schriftstellers und des Lesers ist.

Innerhalb der Geschichte unserer Art, der Geschichte des homo sapiens, stellt das Buch ein anthropologisches Phänomen dar, das der Erfindung des Rades analog ist. Entstanden, um uns weniger eine Vorstellung von unserem Ursprung, als vielmehr von den Möglichkeiten des *homo sapiens* zu vermitteln, erscheint das Buch als ein Vehikel, das sich mit der Geschwindigkeit der umgewendeten Seiten durch den Raum der Erfahrung bewegt. Diese Fortbewegung erweist sich wie jede Fortbewegung als Flucht vor dem gemeinsamen Nenner, vor der Absicht, die Demarkationslinie

zwischen Zähler und Nenner, die in früheren Zeiten in Gürtelhöhe verlief, in unser Herz, unser Bewusstsein, unsere Phantasie zu verlegen. Diese Flucht ist die Flucht in die Richtung von „des Gesichts nicht-allgemeinen Ausdrucks“, in Richtung des Zählers, in Richtung der Persönlichkeit, in Richtung des Privaten. Nach wessen Bild wir auch einst geschaffen wurden, heute sind wir bereits fünf Milliarden, und eine andere Zukunft, ausser der von der Kunst angedeuteten, hat der Mensch nicht zu erwarten. Andernfalls erwartet uns die Vergangenheit – in erster Linie die politische Vergangenheit mit allen Segnungen des Massen- und Polizei-Staates.

Jedenfalls halte ich eine Lage, in der die Kunst im Allgemeinen und die Literatur im Besonderen eine Domäne (ein Prärogativ) der Minderheit darstellt, für ungesund und bedrohlich. Ich plädiere keineswegs dafür, den Staat durch eine Bibliothek zu ersetzen – obwohl dieser Gedanke mir häufig durch den Kopf ging – aber ich bin davon überzeugt, dass, wenn wir unsere „Herrscher“ aufgrund ihrer Leseerfahrung und nicht aufgrund ihrer politischen Programme wählen, das Leid auf der Erde nicht so gross wäre. Ich denke, dass man den potentiellen Herrscher über unser aller Schicksal nicht zuerst danach fragen sollte, welchen Kurs er in der Aussenpolitik einzuschlagen gedenkt, sondern nach seinem Verhältnis zu Stendhal, Dickens und Dostojewskij. Allein die Tatsache, dass das tägliche Brot der Literatur die menschliche Mannigfaltigkeit und Nonkonformität ist, macht sie, die Literatur, zu einem wirksamen Gegengift bei allen schon bekannten und noch bevorstehenden Versuchen von totalitären Lösungen menschlicher Existenzfragen. Wenigstens als eine moralische Lebensversicherung ist sie weit effektiver, als manches Glaubensgebäude oder manche philosophische Doktrin.

Da ein Gesetz, das uns vor uns selber schützt, undenkbar ist, enthält kein einziges Strafgesetzbuch Sanktionen für Verbrechen gegen die Literatur. Und unter solchen Verbrechen ist das schwerste nicht die Verfolgung der Autoren, nicht die Beschränkungen durch die Zensur und nicht einmal die Verbrennung von Büchern. Es gibt ein noch schwerwiegenderes – das ist die Missachtung der Bücher, das Nicht-Lesen. Ein solches Verbrechen bezahlt der Mensch mit seinem Leben, und die Nation mit ihrer Geschichte. In dem Land, in dem ich lebe, wäre ich geneigt, an eine gewisse Proportion zwischen materiellem Wohlstand und literarischer Ignoranz zu glauben, aber die Geschichte des Landes, in dem ich geboren wurde und aufwuchs, bewahrt mich davor. Denn auf eine einfache Formel, auf ein Kausalminimum reduziert, ist die russische Tragödie die Tragödie einer Gesellschaft, in der die Literatur das Prärogativ einer Minderheit, der berühmten russischen Intelligenzija gewesen ist. Ich möchte mich über dieses Thema nicht verbreiten und diesen Abend nicht verdüstern durch die Gedanken an die Millionen menschlicher Leben, die durch Millionen anderer Menschen vernichtet wurden – denn das, was sich in Russland in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts abspielte, geschah vor der Einführung der automatischen Handfeuerwaffen – vernichtet im Namen einer politischen Doktrin, deren Insolvenz schon allein dadurch sich zu erkennen gibt, dass ihre Verwirklichung auf Menschenopfer angewiesen ist. Ich möchte nur behaupten, dass es – ich sage es leider nicht aus Erfahrung, sondern nur theoretisch – einem Menschen, der gern und viel Dickens gelesen hat, schwerer fallen muss, auf Seinesgleichen zu schießen, als einem anderen, der Dickens nie gelesen hat. Und ich spreche ausdrücklich von der Lektüre von *Dickens*, *Stendhal*, *Dosto-*

*jewskij, Flaubert, Balzac, Melville* usw., das heisst, ich spreche von Literatur und nicht von Schulbildung und Bildung. Ein Mensch mit Schulbildung, sogar ein Gebildeter, vermag ohne weiteres nach der Lektüre eines politischen Traktats auf Seinesgleichen zu schiessen, sogar mit dem ekstatischen Gefühl einer erfüllten Pflicht. Lenin war des Lesens und Schreibens kundig, auch Stalin konnte lesen und schreiben, Hitler ebenfalls, und Mao Tse-tung hat sogar Gedichte geschrieben. Aber die Listen ihrer Opfer sind trotzdem unvergleichlich länger als die Listen des von ihnen Gelesenen.

Aber bevor ich auf die Lyrik zu sprechen komme, möchte ich bemerken, dass die russische Erfahrung schon allein deshalb als Warnung dienen sollte, weil die Struktur der Gesellschaft im Westen insgesamt den russischen Zuständen bis 1917 analog ist. (Diese Tatsache erklärt unter anderem die Beliebtheit des russischen psychologischen Romans des XIX. Jahrhunderts und den relativen Misserfolg der modernen russischen Prosa. Die gesellschaftlichen Beziehungen, die das Russland des XX. Jahrhunderts prägen, erscheinen dem Leser offenbar nicht weniger befremdlich, als die Namen der handelnden Personen und verhindern Identifikation). Am Vorabend des Oktobers gab es in Russland nicht weniger politische Parteien als heute in den USA oder Grossbritannien. Mit anderen Worten, einem unvoreingenommenen Beobachter könnte auffallen, dass der Westen in einer bestimmten Beziehung noch im XIX. Jahrhundert lebt, während es in Russland Vergangenheit ist; und wenn ich behaupte, dass es mit einer Tragödie endete, so denke ich in erster Linie an die zahllosen menschlichen Opfer, die die soziale und chronologische Umstellung nach sich zog. In der realen Tragödie stirbt nicht der Held – es stirbt der Chor.

### III

Obwohl für einen Menschen, dessen Muttersprache das Russische ist, Unterhaltungen über das politische Böse ebenso natürlich sind wie die Verdauung, möchte ich nun das Thema wechseln. Der Fehler aller Gespräche über das Offenkundige besteht darin, dass sie durch ihre Selbstverständlichkeit, durch die mühelos erlangte Bestätigung von der Gültigkeit der eigenen Meinung das Bewusstsein korrumpieren. Das ist auch das Verführerische an ihnen, das seiner Natur nach der Verführung jenes sozialen Reformators ähnelt, der dieses Böse in die Welt setzt. Das Durchschauen dieser Verführung und ihre Überwindung ist in gewisser Hinsicht für das Schicksal vieler meiner Zeitgenossen entscheidend, von meinen Schriftstellerkollegen ganz zu schweigen. Es ist entscheidend für die Literatur, die unter ihrer Feder entstand. Diese Literatur war weder eine Flucht vor der Geschichte noch ein Verdrängungsversuch, wie es Aussenstehenden manchmal scheinen mag. „Wie kann man nach Auschwitz noch komponieren?“ fragte *Adorno*, und ein Mensch, dem die russische Geschichte vertraut ist, kann diese Frage wiederholen, er braucht nur ein anderes Lager zu nennen, und vielleicht mit noch grösserem Recht wiederholen, weil die Zahl der Opfer, die in den Lagern Stalins umkamen, weit höher ist als die Zahl der Opfer in den deutschen KZs. „Und wie kann man nach Auschwitz einen Lunch zu sich nehmen?“ fragte der amerikanische Dichter *Marc Strand* zurück. Die Generation jedenfalls, zu der ich gehöre, erwies sich als fähig zu komponieren.

Dieser Generation – eine Generation, geboren in den Jahren, als die Verbrennungsöfen in Auschwitz auf vollen Touren liefen, als Stalin im Zenit seiner gottgleichen, absoluten, scheinbar von der Natur selbst sanktionierten Macht stand – dieser Gene-

ration fiel offenbar die Aufgabe zu, all das fortzusetzen, was eigentlich in den Krematorien der KZs und namenlosen Massengräbern des Archipels GULAG abreissen und zugrunde gehen sollte. Die Tatsache, dass nicht alles abgerissen und untergegangen ist, verdankt man im wesentlichen meiner Generation, und ich bin stolz darauf, ihr anzugehören, und zwar um nichts weniger als darauf, dass ich heute hier stehe. Auch die Tatsache, dass ich heute hier stehe, ist eine Anerkennung der Leistung meiner Generation für die Kultur; Mandelstams gedenkend füge ich hinzu: einer Leistung für die Kultur der Welt. Rückblickend kann ich sagen, dass wir auf einer leeren, genauer: auf einer durch ihre Entleertheit schrecklichen Stelle angefangen haben, und dass wir, mehr intuitiv als bewusst, nach der Kontinuität der Kultur, nach der Restitution ihrer Formen und Tropen, zur Erfüllung ihrer wenigen übriggebliebenen, meist völlig kompromittierten Formen mit unserem eigenen neuen, zumindest von uns für neu gehaltenen zeitgenössischen Inhalten strebten.

Wahrscheinlich gab es auch einen anderen Weg – den Weg fortgesetzter Deformation, einer Poesie von Splintern und Trümmern, der Minimalisierung und des stockenden Atems. Wenn wir ihn nicht beschritten haben, so keineswegs deshalb, weil wir ihn für eine Art Selbstinszenierung hielten oder weil wir uns zum Erbadel zählten und um jeden Preis an den überlieferten Formen der Kultur festhalten wollten, Formen, die in unserer Vorstellung mit menschlicher Würde gleichbedeutend wären. Wir haben ihn nicht beschritten, denn diese Wahl war in Wirklichkeit nicht unsere Wahl, sondern die der Kultur – und es handelte sich abermals um eine ästhetische, nicht um eine moralische Entscheidung. Normalerweise sieht sich der Mensch nicht als ein Instru-

ment der Kultur, sondern umgekehrt als ihren Schöpfer und Bewahrer. Und wenn ich nun das Gegenteil behaupte, so geschieht das nicht, weil ich der Versuchung erliege, im ausgehenden XX. Jahrhundert *Plotin*, *Shafesbury*, *Schelling* und *Novalis* zu paraphrasieren, sondern, weil keiner es besser als ein Dichter weiss, dass die sogenannte Stimme der Muse nichts anderes ist als das Diktat der Sprache; und dass nicht die Sprache ihm als Werkzeug, sondern dass er der Sprache als Mittel zur Fortsetzung ihrer Existenz dient. Die Sprache jedoch – selbst, wenn man sie sich als eine Art seelenbegabtes Wesen (was nicht mehr als zutreffend wäre) vorstellt, ist für moralische Entscheidungen nicht zuständig.

Verschiedene Überlegungen können den Menschen veranlassen, ein Gedicht zu schreiben: Der Wunsch, das Herz seiner Angebeteten zu gewinnen, seine Beziehung zu der ihn umgebenden Realität – sei es Landschaft, sei es ein Staat – auszudrücken, die Stimmung des Augenblicks festzuhalten oder die Absicht, eine Spur (jedenfalls glaubt er es in diesem Moment) auf Erden zu hinterlassen. Er bedient sich dieser Form – der Form des Gedichts – aus Gründen, die am ehesten unbewusster und mimetischer Natur sind: das schwarze, senkrechte Wortgerinnsel inmitten eines weissen Blattes erinnert den Menschen wahrscheinlich an seine eigene Lage in der Welt, an das Verhältnis seines Körpers zum Raum. Aber unabhängig von allen Überlegungen, die ihn zur Feder greifen lassen, unabhängig von der Wirkung, die das unter dieser Feder Entstandene auf sein Auditorium, sei es gross oder klein, ausübt – die augenblickliche und unmittelbare Folge seines Unterfangens ist die Empfindung eines direkten Kontakts mit der Sprache, genauer gesagt, die Empfindung einer blitzartig eintretenden Abhängigkeit von dieser, e-

benso wie von allem, was in ihr je gesagt und geschrieben wurde.

Diese Abhängigkeit ist absolut, despotisch – und zugleich befreiend. Obwohl immer schon älter als der Dichter, verfügt die Sprache immer noch über eine kolossale zentrifugale Energie, mit der das Potential der Zeit, das heisst, die gesamte Zukunft sie auflädt. Dieses Potential ist weniger durch die Quantität einer diese Sprache sprechenden Nation, als vielmehr durch die Qualität eines in dieser Sprache geschriebenen Gedichts bestimmt. Man braucht sich nur an die Autoren der griechischen und römischen Antike, man braucht sich nur an *Dante* zu erinnern. Das, was zum Beispiel heute auf russisch oder auf englisch geschrieben wird, garantiert den Fortbestand dieser Sprachen im nächsten Jahrtausend. Der Dichter ist, ich wiederhole es, das Mittel der Sprache zur Fortsetzung ihrer Existenz. Oder, wie der grosse *Auden* sagt, er ist der, durch den die Sprache lebt. Ich, der ich diese Zeilen schreibe, werde nicht mehr sein, und auch Sie, die diese Zeilen lesen, werden nicht mehr sein, aber die Sprache, in der sie geschrieben sind und in der Sie sie lesen, sie wird bleiben, nicht nur, weil die Sprache langlebiger ist als der Mensch, sondern weil sie anpassungs- und mutationsfähiger ist.

Jemand, der ein Gedicht schreibt, schreibt es nicht, weil er mit postumem Ruhm rechnet, auch wenn er hofft, dass sein Gedicht ihn wenigstens ein bisschen überlebt. Er schreibt das Gedicht, weil die Sprache ihm die jeweils nächste Zeile zuflüstert oder sogar diktiert. Am Anfang des Gedichts weiss der Dichter in der Regel nichts von seinem Ende und ist manches Mal bass erstaunt über das Ergebnis, denn das Ergebnis ist häufig besser als seine Absicht, und seine Gedanken reichen weiter, als er glaubte. Das ist eben jener Augenblick, in dem die Zukunft der Sprache zu ihrer

Gegenwart wird. Wir wissen von drei Wegen der Erkenntnis: dem analytischen, dem intuitiven und dem der biblischen Propheten – der Offenbarung. Der Unterschied zwischen der Lyrik und allen anderen Formen der Literatur besteht darin, dass sie sich auf allen drei Wegen gleichzeitig bewegt (wobei sie den zweiten und den dritten bevorzugt), denn alle drei sind in der Sprache vereinigt; mit Hilfe eines einzigen Wortes, eines Reims gelingt es dem Gedichteschreiber, den Schritt in eine terra incognita zu tun, manchmal tiefer, als ihm lieb ist. Der Mensch schreibt ein Gedicht in erster Linie, weil die Poesie eine rapide Akzeleration des Bewusstseins, Denkens und Weltempfindens bewirkt. Wenn er einmal eine solche Akzeleration erlebt hat, ist der Mensch ausserstande, auf die Wiederholung dieser Erfahrung zu verzichten. Er wird von diesem Prozess abhängig wie von Drogen oder Alkohol. Jemand, der auf diese Weise der Sprache verfallen ist, heisst, wie ich glaube, ein Dichter.

---

*Joseph Brodsky (1940–1996), geboren in Leningrad, war Lyriker und Nobelpreisträger für Literatur. Seine Rede im Dezember 1987, anlässlich der Verleihung des Nobelpreises, wurde aus dem Russischen von Svetlana Geier übersetzt. Der Abdruck erfolgt aus der Kulturzeitschrift INDIVIDUALITÄT, Heft 19 vom September 1988. Leider konnte kein Rechteinhaber gefunden werden.*

*Svetlana Geier (1923–2010), bedeutende Übersetzerin russischer Literatur ins Deutsche, verdanken wir ein umfassendes Lebenswerk. Autoren wie Puschkin, Tolstoi, Bulgakow und Solschenizyn zählen dazu. Einer breiteren Leserschaft wurde sie bekannt mit der Neuübersetzung der fünf grossen Romane Fjodor Dostojewskis.*

#### Internet

[http://nobelprize.org/nobel\\_prizes/literature/laureates/1987/brodsky-lecture.html](http://nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/1987/brodsky-lecture.html)

### Die Frau mit den 5 Elefanten



*Der erste Elefant. Der zweite, der dritte, der vierte, der fünfte und die Zugabe. Das ist so ungeheuer schwer, nicht? Es zu lesen, ist schon eine physische Anstrengung. Also, eigentlich müssten das drei Bände sein, um bequem zu sein, nicht? „Verbrechen und Strafe“, „Der Idiot“, „Die bösen Geister“, „Der grüne Junge“ und „Die Brüder Karamasow“. – Man übersetzt das nicht ungestraft. Ich habe unglaublich viel gelernt und ich habe viel gelernt nicht nur für die Profession. Sondern ich habe für mein Leben auch sehr viel gelernt. Das ist ungeheuerlich.*

Mit solch beseelter Rede führt *Swetlana Geier* durch diesen aussergewöhnlichen Dokumentarfilm. Die Sprache steht im Zentrum und ist Mahnmal zugleich. Ihr persönliches Schicksal, geprägt durch Lebensweisheit, Weltenerfahrung, Emigration und Profession faszinieren die aufmerksame Beobachterin, den geistig regsamen Zuschauer. Resultat ist ein einzigartiges Film-Portrait einer gereiften, weisen Persönlichkeit.

*Es stellt sich immer wieder heraus, und das ist ein Zeichen für einen hochwertigen Text, dass der Text sich bewegt. Und plötzlich, man hat es vorbereitet und man sieht alles und man weiss alles, aber plötzlich ist da etwas, was man noch nie gesehen hat. Ein solcher Text ist unerschöpflich. Man kann ihn eigentlich, auch wenn man ihn übersetzt hat oder zweimal ... Ich hab das jetzt zweimal übersetzt. Man kann ihn nicht ausschöpfen und das ist eben wahrscheinlich ein Zeichen der allerhöchsten Qualität. – Natürlich, man muss lesen lernen.*

*Swetlana Geier* verstarb kürzlich im Alter von 87 Jahren. Die 1923 in Kiew geborene Übersetzerin, Literatur- und Sprachwissenschaftlerin gilt als bedeutende Übersetzerin russischer Literatur. Mit den Neuübersetzungen von Dostojewskis *fünf Elefanten* – seinen Meisterwerken mit über 5'000

Seiten Umfang – setzte sie ganz neue Massstäbe.

*Meine Lehrerin hat immer gesagt: ‚Nase hoch beim Übersetzen.‘ Das heisst, man übersetzt nicht von links nach rechts, wie eine Raupe kriecht, sondern nachdem man sich den Satz angeeignet hat. Er muss nach innen genommen, ans Herz gelegt werden. Ich lese das Buch so oft, bis die Seiten Löcher kriegen. Im Grunde kann ich es auswendig. Dann kommt ein Tag, an dem ich plötzlich die Melodie des Textes höre.*

Beeindruckend ist ihr gesamtes Lebenswerk. Ihr Wirken beschränkte sich nicht einzig aufs Unterrichten und Lehren, aufs Diktieren der Übersetzungen und aufs kollegiale Korrekturlesen, sondern sie begegnete den Mitmenschen klug und weise, gereift durch ihre lebenslange geistige Auseinandersetzungen mit den literarischen Werken der russischen Klassiker.

*Wenn ich euch das erzähle, dann möchte ich in grossen goldenen Buchstaben auf eure Wände schreiben: Es gibt keine Gemeinheit, es gibt nichts noch so Böses, das alle Menschen befallen würde. Immer bleibt in den schrecklichsten Situationen, irgendein Mensch, der vollkommen uneigennützig sogar ein Opfer bringt, um zu helfen. So dass, wenn ihr unser Treffen nicht vergesst, dann müsst ihr euch daran erinnern, dass ich euch diese Worte gesagt habe, immer, in den aller schlimmsten Umständen, bleibt ein Mensch, der nichts fordert, und ein Opfer bringt, und euch hilft. – Und als Resultat eines solchen Opfers stehe ich hier.*

#### DVD

*Vadim Jendreyko*

#### Die Frau mit den 5 Elefanten

Swetlana Geier – Dostojewskijs Stimme  
Mira Film GmbH, 8004 Zürich 2010

## Denk-Dimensionen



Büchersammlungen besitzen an und für sich einen speziellen Anreiz. So eine Stadtbibliothek oder die Privatbibliothek eines Philologen, eine Schulbibliothek oder eben die Hotelbibliothek. Sie alle haben ihre eigenen Vorzüge. Die Hotelbibliothek ist an und für sich noch kein Novum. Das Neue besteht darin, dass *Bibliotels* seit 2010 online sind: „*Bibliotels sind Hotels, die Bücherliebhabern im Urlaub jeden bibliophilen Wunsch erfüllen und optimale Lesebedingungen anbieten. In Bibliotels findet der Gast alles, was er in einem herkömmlichen Hotel vorfindet – um eine perfekte Leseatmosphäre bereichert.*“

In Appenzell etwa besticht das *Hotel Hofweissbad* mit folgenden bibliophilen Besonderheiten:

- Autorenlesungen

- Auswahl an Lesebrillen
- Eigene Bücherreihe mit aktuell 15 Titeln liegen für die Gäste in den Zimmern frei auf
- Frau *Ruth Buser*, Bibliothekarin, erfüllt Leserinnenwünsche und aktualisiert laufend den Bestand
- Hörbücher *mit* Kopfhörern, usw.

Hat ein Buch zum Gast gefunden, reichen ein paar Urlaubstage oft nicht, um es zu Ende lesen zu können. (K)ein Problem?! Jedes hauseigene Buchzeichen ist auch ein Adressaufkleber. Auf dem Postweg findet das geliehene Buch ins Hotel zurück.

In moderner Form lebt eine vertraute Tradition, die der Volksbibliothek als *Bibliotel* weiter.

## Online-Zugriff

Wünschen Sie *DieDenke* regelmässig zu lesen? Sie erscheint zum 15. alle zwei Monate (Januar, März, Mai, Juli, September und November).

Auf <http://www.diedenke.ch/publikation.html> finden Sie weitere Angaben.

*DieDenke* als wissenschaftliche Onlinepublikation wird ausschliesslich über das Internet dargeboten. Werden Sie Gönnerin oder Gönner. Damit helfen Sie deren Qualität weiter zu fördern. Besten Dank! – Ihre Einzahlung erreicht uns über:

Bankverbindung	PostFinance	BIC	POFICHBEXXX
Kontonummer	80-141588-5	IBAN	CH9209000000801415885

## Impressum

*DieDenke* Ausgabe Nr. 39 vom Januar 2011; 7. Jahrgang

Herausgeberin

PSYCHOLOGISCHE LEHR- UND BERATUNGSPRAXIS

Bahnhofstrasse 32, CH-8803 Rüslikon

Telefon (+41) 044 724 03 33

<http://www.psychologischelehrundberatungspraxis.ch>

Konzeption/Gestaltung/Redaktion

Dieter S. Richiger, CH-8803 Rüslikon

Die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB) verzeichnet *DieDenke* als wissenschaftliche Publikation unter <http://www.zeitschriftendatenbank.de>.

